

---

*»Liebe und tu was du willst!«*

AUGUSTINUS

Seit der Aufklärung, also seit der Zeit, die wir die Moderne nennen, strebt der Mensch nach der Freiheit von Bindungen. Ging es zunächst darum, Gebundenheiten an vorgegebene Autoritäten und Strukturen zu überwinden, etwa im feudalistischen Ständestaat mit seinen seit Jahrhunderten gewachsenen gegenseitigen Abhängigkeiten und Privilegien, so durchdrang die Idee der Freiheit und Ungebundenheit des Individuums immer mehr den Bereich der persönlichen Lebensgestaltung. Individualismus nennen wir dieses Phänomen. Man denke nur an die Freiheit bei der Partner- und Berufswahl, die es in einem derart hohen Maße wie zu unserer Zeit nie in der Geschichte menschlicher Gesellschaften gegeben hat. Früher bestimmten die Herkunftsfamilie und ihr gesellschaftlicher »Stand« den zukünftigen Ehepartner und den »zünftigen« Beruf. Heute erleben wir

dies in der Regel nur noch in der Begegnung mit anderen Kulturen, in Zeiten der Migration oft vor der eigenen Haustüre. Den langen Weg, den unsere Gesellschaft hier zurückgelegt hat, erfahren wir bewusst, wenn etwa der türkische Nachbar erzählt, dass seine Verwandten in der Heimat die Braut für ihn ausgesucht haben. Wir mögen ihn – und uns – dann fragen: Wo bleibt die Liebe? Und meinen damit unseren modernen, von der freien Wahl des Lebenspartners geprägten Begriff. Für unsere Großeltern hatte dieser Begriff auch noch einen anderen Klang, das merkte ich während meiner Jahre als Pfarrer in dem sehr ursprünglich gebliebenen Dorf Machtlfing, von Andechs aus Richtung Feldafing gelegen. Wenn ich bei meinen Gesprächen mit den älteren Dorfbewohnern, zu deren Jugendzeit diese Form der Lebenspartnerwahl noch durch andere Kriterien wie die Größe des Hofes und Anzahl des Viehs im Stall, bestimmt wurde, nach der Liebe fragte, so antworteten sie oft, sie sei mit der Zeit schon gewachsen. Das Wort Liebe hat hier eine andere Bedeutung.

Was also meinen wir, wenn wir von Liebe sprechen? Thomas von Aquin, der große Gelehrte des christlichen Mittelalters und bestimmende Theologe bis ins 20. Jahrhundert herein, hat die Liebe mit dem Willen in Verbindung gebracht. Er nennt die Liebe sogar eine Tugend des Willens. Für den deutschen Philosophen und Thomas-Experten Josef Pieper bedeutet Liebe soviel wie gutheißen. »Jemanden oder etwas lieben heißt: diesen jemand oder dieses Etwas ›gut‹ nennen und zu ihm

gewendet, sagen: Gut, dass es dich gibt; gut, dass du auf der Welt bist!« Diese Gutheißen ist eine Willensäußerung. Sie hat den Sinn: Ich will, dass es dich, dass es das gibt!

Für uns Heutige scheint diese Verbindung nur schwer nachvollziehbar zu sein, ist der Bereich des Willens doch eher gegen den Affekt, also das Gefühl der Liebe gerichtet. Wille hat nach unserem modernen Empfinden mehr mit Leistung, Anstrengen, Tun, Erfolg, Selbstverwirklichung zu tun. Mehr mit dem Ich als mit dem Du. Das Wollen vermittelt eher rationale Kühle als gefühlsmäßige Wärme. Der Wille scheint zuerst auf den eigenen Vorteil bedacht und nicht auf das Wohlergehen des anderen. Wir sprechen nicht von ungefähr von der Ego-Gesellschaft, die sich breit zu machen scheint, im Gegensatz zur Solidargemeinschaft der oft diskreditierten Sozialromantiker. Damit verbunden konstatiert man dann die soziale Kälte der modernen, von Wettbewerb und Ökonomie bestimmten Lebenseinstellung, versehen mit dem Etikett des Neoliberalismus.

Damit schließt sich der Kreis zum Ausgangspunkt unserer Überlegung, der Freiheit des Individuums. Sie zu verwirklichen und bis zu den Grenzen auszuloten, das scheint die Maxime unserer Zeit zu sein. »Das Prinzip Eigennutz«, so ein vielzitiertes Buchtitel eines bekannten Verhaltensforschers, steht am Anfang der biologischen Entwicklung des Lebens hin zu sozialen Verbänden von Lebewesen, die gerade im Miteinander ihre Individualität schützen und bewahren.

## Liebe heißt, Sorge für sich und andere tragen

Betrachten wir zunächst den Begriff der Selbstverwirklichung: Er bezeichnet die Erweiterung des Entfaltungsspielraums menschlicher Personen in Abgrenzung zur Fremdbestimmung und gehört damit wesentlich zum Prozess der Identitätsfindung in der Entwicklung des Menschen zu einer reifen, erwachsenen Persönlichkeit. Sah man in der vormodernen Zeit die Aufgabe des einzelnen im Nachahmen vorbildlicher Personen, im Übernehmen von vorgegebenen Ordnungen und der Erfüllung rollenspezifischer Pflichten, so gelten heute vor allem Selbstannahme, Selbstwerdung in der Bildung und Autonomie als Leitwerte moderner Gesellschaften. Aber besonders in Krisensituationen und Phasen, in denen wichtige berufliche und private Weichenstellungen vorgenommen werden, wird deutlich, dass der Einzelne auf andere angewiesen ist, dass die Verwirklichung des eigenen Selbst durch eine Gemeinschaft gestützt ist. Gelangt man zu dieser Einsicht, wird jeder Einzelne erkennen, dass er neben der Eigenverantwortung verpflichtet ist, sich um die anderen und das Wohl des Ganzen zu sorgen.

Bei dem großen deutschen Philosophen des 20. Jahrhunderts, Martin Heidegger, wird der Begriff der Sorge zu einer der Grundbestimmungen des menschlichen Daseins. In der Beziehung zur Umwelt ist für Heidegger »das Dasein ein Besorgen«, in der zu den Mitmenschen ist es Fürsorge. Das Wort Fürsorge hat heute einen etwas

angestaubten *Hautgout* staatlicher oder kirchlicher Sozialarbeit angenommen, auch wenn im Zuge der Entwicklung des Sozialstaatsgedankens das frühere Fürsorgewesen in Wohlfahrtspflege oder Sozialhilfe umbenannt wurde. Die Fürsorge verlor damit ihren Almosencharakter und wandelte sich in einen Rechtsanspruch des einzelnen, basierend auf Gerechtigkeit und nicht auf freiwilliger Barmherzigkeit.

Diese Akzentverschiebung in der Bedeutung des Begriffs Fürsorge wird gleichzeitig auch ein Problem unserer individualisierten Gesellschaft offenbar. Das Interesse am Leben des anderen nimmt ab. Immer wieder schrecken uns Meldungen auf, dass einsam verstorbene Menschen erst nach Wochen oder Monaten in ihren Wohnungen aufgefunden werden. Offensichtlich wurden sie von den Menschen ihrer Umgebung nicht vermisst. Oder die zunehmende Unfähigkeit junger Eltern, mit den Erziehungsproblemen schon bei Kleinkindern fertig zu werden. Die in letzter Zeit vermehrten Meldungen über Misshandlungen von Babys und Kleinkindern nimmt die bestürzte Umgebung erst wahr, wenn das Kind im wahrsten Sinn des Wortes schon in den Brunnen gefallen ist. Alle Welt einschließlich der Sozialämter wundert sich dann, wie es möglich war, diese Missstände über lange Zeit hinweg nicht zu bemerken. Die Sorge um andere, ohne sie in der Freiheit ihrer Lebensführung einzuengen, muss wieder zu einem ganz neuen Postulat moderner Gesellschaften erhoben werden, gerade weil die familiären Bindungen und Fürsorgepflichten immer weniger zu greifen scheinen. Auch,

wenn es eine Gratwanderung sein wird zwischen der Sozialkontrolle früherer kleinräumiger Lebensgemeinschaften in Nachbarschaften, Dörfern, Milieus und der heute weitgehend beklagten Anonymität nicht nur in Großstädten.

Dass es Not tut, Fürsorge wieder einen anderen Stellenwert zu geben, zeigt vor allem unser Umgang mit Alten, Kranken und Behinderten, gerade angesichts einer immer älter werdenden Bevölkerung auf der Nordhalbkugel unserer Erde. Das vierte der zehn Gebote machte das Kümmern um alt gewordene Eltern zur ethischen Pflicht der hebräischen Nomadengruppen. Von archaischen Gesellschaften kennen wir aber auch andere Formen der Altenpflege: Es gab und gibt durchaus die Gepflogenheit, alte und damit zur Last gewordene Angehörige einfach am Wegesrand oder auf Bergeshöhen auszusetzen, um die nachfolgenden Generationen unbelastet ihrer Wege ziehen zu lassen. Derartige Verhaltensweisen sind unserer vom Christentum geprägten abendländischen Kultur inzwischen fremd und verabscheuungswürdig geworden. Wie aber heute mit der Frage nach der Fürsorge umgehen, in einer Gesellschaft, die das selbstbestimmte Leben des Individuums so hoch schätzt?

Auch an der anderen Grenze des Lebens, im Bereich der Zeugung, Geburt und Erziehung des Nachwuchses gibt es weitere, mit der Entwicklung vom Wissen um das biologische Prinzip des Lebens auf uns zukommende Probleme der Sorge. Ganz neu sind die ethischen Fragen der Familienplanung nicht. Verhütung, Abtreibung und

Kindstötung waren schon immer Optionen der Geburtenkontrolle, wobei vor allem die letzten beiden durch das Christentum sanktioniert wurden. Neu sind jedoch die pharmazeutischen, medizinischen und genetischen Möglichkeiten in Gegenwart und Zukunft. Plötzlich erhebt sich wieder die Frage nach dem lebenswerten Leben, die mit dem Ende des Nationalsozialismus (wie übrigens auch die Frage der Euthanasie) erledigt schien. Wird durch den Vergleich der Erbsubstanzen bei Vater oder Mutter oder durch die vorgeburtliche Untersuchung eines Fötus eine schwere Behinderung festgestellt, wird die Frage aufgeworfen: Was ist mehr wert, das Leben des Kindes und seine »eingeschränkten« Chancen oder das unbeschwerte Zusammenleben einer glücklichen Familie?

Die Frage nach dem Glück des Menschen stellt sich in diesem Zusammenhang plötzlich ganz neu: Was ist Glück? Ist es das Schicksal (*fortuna*) des Menschen, das er annehmen muss oder die Glückseligkeit (*vita beata*), die er durch sein sinnvolles und zielgerichtetes Tun gestalten soll?

In unserer säkularisierten Welt geht der Maßstab von einer heteronomen Ethik und Moral über zu einer autonomen. Nicht mehr Gott, sondern der Mensch ist das Maß aller Dinge, wie es schon einmal der Vorsokratiker Protagoras formuliert hatte. Sein eigenes Glück, die Suche nach seinem je eigenen Sinn, darin besteht die Sorge des modernen Menschen. Ich habe manches Mal meine Zweifel, ob die vielfachen Appelle von Weltführern in Religion und Politik zu einer Rückkehr zu den

»alten« Werten unsere autonom gewordenen Zeitgenossen überhaupt erreicht und ihnen gerecht wird. Wir brauchen Übersetzungen der Werte in unsere von neuen Erfahrungen geprägte technisierte Welt. Für den Jesuiten Rupert Lay besteht in seiner »Ethik für Manager« die Grundlage des Handelns in der Liebe zum Leben, die sich in einem Dienst für das Leben ausdrückt. Dieses Prinzip nennt er die Biophilie (*Freundschaft, Liebe zum Leben*). In seinem Buch formuliert Lay seinen eigenen ethischen Imperativ, das Biophilie-Postulat: »Handle stets so, dass du dein und fremdes personales Leben eher mehrst, denn minderst!« In meinen Augen ist dies eine der griffigsten Formulierungen dafür, wie Liebe und Zuwendung sich in unserer heutigen Welt manifestieren kann: Leben mehren bei sich und anderen! Auch hier wird wieder die klassische Zuordnung der Liebe zum Willen sichtbar. Ich muss Leben mehren wollen! Dann wird mein Handeln sich als liebevoll erweisen.

### Die Formen der Liebe

Was ist aber mit dem großen Bereich des Gefühls, der bei dem was man landläufig Liebe nennt, doch mitschwingt? Die antike Mythologie stellte dafür die Gestalt des Gottes Amor oder dessen griechisches Pendant, Eros zur Verfügung – ein archaischer Gott, Bild einer kosmogonischen, das heißt welterschöpfenden Kraft. Zusammen mit seinen Geschwistern Gaia (*die Erde*), Tartaros (*Unterwelt*) und Erebus (*Finsternis*) ist auch Eros ein

Kind des Chaos (urspr. *Leere, Durcheinander*). Gemeinsam mit Himeros (*Begierde*) begleitet er die Liebesgöttin Aphrodite. Wurde Eros ursprünglich als junger Athlet abgebildet, stellte man ihn später als hübsches Kind dar, als einen kleinen, geflügelten Bogenschützen, kapriziös und Unheil stiftend, der sich daran erfreut, seine Zauberkraft durch das Abschießen unsichtbarer Pfeile auf Götter und Menschen wirken zu lassen. Das Wort Eros wiederum wird in der philosophischen, aber auch psychoanalytischen Definition von Liebe als Bezeichnung für deren triebhaften, begehrenden, sexuellen, eben erotischen Aspekt verwendet. Es vereint sich also in dem Bereich der Liebe, die wir mit dem Eros bezeichnen, das Gefühlsmäßige, Affektive mit dem Triebgesteuerten und von sexueller Begierde geprägten.

Dies sind, wie jeder aus eigener Erfahrung weiß, zweierlei Dinge. Die »erste Liebe«, das sich zum ersten- oder wiederholten mal Verlieben hat etwas Romantisches, stilles, leises an sich. Das Küssen und Kuschneln, Streicheln und Naheseinwollen, so sagen uns die Verhaltensforscher geht auf die Liebe der Mutter zum Kind zurück, die sich in der non-verbale Phase der ersten Lebensmonate nicht anders zeigen kann. Nur wenn dieses sorgende, wärmende und bergende Verhältnis von Mutter zum Kind positiv erfahren wird, wird sich beim jungen Menschen auch so etwas wie verantwortungsvolle Beziehungs- und Bindungsfähigkeit entwickeln können. Mit der Ausprägung des Sexualtriebs im Zuge der Pubertät kommt die natürliche Triebhaftigkeit der Menschheit hinzu, die durch die Evolution auf Arterhal-

tung und damit auf den Geschlechtsakt getrimmt ist. Wie schon bei Tieren zu beobachten, kommt dabei etwas Rauschhaftes, fast Blindes, ja Gewalttätiges hinzu, das »Dionysische«, ein vom Gott des Rausches und der Ekstase, Dionysos, geprägter Begriff. Die antike Polymythie, also die Erklärung der beobachtbaren und nicht sofort einsichtigen Erscheinungen in der Welt durch vielerlei, sich oft auch widersprechende Mythen, bot Verstehenshilfen für das Widerstreitende im Gefühls- und Triebleben des Menschen. Das Christentum hat sich in seiner Ablösung der Antike durch den ihm eigenen Monomythos, der Lehre von dem einen Gott, der Schöpfer und Erlöser zugleich, also mit Liebe den Menschen zugetan ist, ein schon zweitausend Jahre währendes Herumplagen mit der menschlichen Sexualität aufgeladen. Das Prinzip war die Natürlichkeit, die im Schöpferplan Gottes festgelegt war, so, wie er sich, nach dem Ausweis der Bibel und deren Interpretation durch die Theologie die Ordnung der Natur vorgestellt hatte. Bis zur Neuzeit war das Schema klar: Die einzige legitime Form sexueller Betätigung konnte nur in der Ehe zwischen Mann und Frau stattfinden. Alles andere war unnatürlich, entsprach nicht dem Schöpferplan Gottes und war damit Sünde, zu deren Vergebung die Kirche ihre Heilmittel, den Empfang der Sakramente, zur Verfügung stellte.

Die Moderne hat nun eine andere Auffassung von Natürlichkeit entwickelt: Alles, was in der Natur vorkommt ist natürlich und damit grundsätzlich wertfrei. Es ist ein Recht des autonom gewordenen Individu-

ums, diese Natürlichkeit auszuleben. Dieses Recht findet seine Grenze im Recht der Anderen auf ihre eigene Menschenwürde, Freiheit, körperliche und psychische Unversehrtheit. Innerhalb dieser Grenzen aber besteht die Freiheit der individuellen Selbstbestimmung. Das Wort Sünde hat seither ebenfalls einen anderen Klang. Es ist nichts Verabscheuungswürdiges und zu Meidendes mehr, sondern eher etwas leicht antiquiert Klingendes, Verruchtes und Anziehendes. Ein schönes Beispiel dafür bietet der Schlager von Zarah Leander: »Kann denn Liebe Sünde sein?« mit der Zeile: »... und wenn sie das wär', will ich lieber sündigen mal.« Die sexuelle Revolution der sechziger Jahre versuchte diesen sünd- und schuldlos gewordenen Bereich des menschlichen Lebens bis in alle dunklen Ecken und Winkel hinein auszuloten. Und die Kirche steht bis heute fassungslos vor einem Phänomen: In keinem anderen Bereich ihrer Verkündigung verweigern ihr sogar die eigenen Mitglieder die Gefolgschaft in dem Maße wie auf dem Gebiet der Sexualmoral.

Und dennoch: Trotz aller Aufklärung, und hier hat dieser Begriff eine eigene Färbung, ist der Umgang der Menschen mit ihrem Gefühl der Liebe im Zusammenhang mit der eigenen Sexualität nicht einfacher geworden. Das Dionysische bleibt, es lässt sich nicht durch den Appell an einen vernunftgemäßen Umgang eindämmen. Das belegen auch alle gängigen Studien über die Sexualität in unseren heutigen Gesellschaften, sei es bei Jugendlichen oder Erwachsenen. Man hat eher den Eindruck, dass die Permissivität der Moderne den Umgang

mit der emotionalen Seite der Sexualität schwieriger gemacht hat. Das Unbehagen, über Gefühle im Sexuellen offen zu sprechen, ist konstant geblieben, wenn nicht sogar gewachsen. Die Sexualisierung der Öffentlichkeit hat den Leistungsdruck in den Schlafzimmern erhöht und damit die Freude an der gewonnenen Freiheit vermindert.

In allen Religionen und Kulturen gibt es Verhaltensmaßregeln für den Umgang mit dem Sexualtrieb. Das ist auch verständlich: Schließlich geht es nicht nur um die eigene Selbstverwirklichung, sondern auch um die wahrscheinlich engste und intimste Form der Beziehung zu anderen, die menschenmöglich ist. Liebe bedeutet in diesem Zusammenhang auch ein hohes Maß an Achtsamkeit für den anderen, den jeweiligen Partner. Nirgendwo sonst wie im Bereich des Sexuellen ist der Mensch so verletzlich und empfindsam. Es darf nicht zum Ausnutzen des Sexualpartners kommen. Auch dessen Bedürfnisse und Gefühle müssen respektiert und geschützt werden. Mit der körperlichen Vereinigung geht jenseits aller zeugungsgerichteten Sexualität auch die Verantwortung und Sorge für meinen Partner einher. Sicher, es geht um die Zeugung und Erziehung von Nachwuchs, damit, modern gesprochen, um die Zukunft von Gesellschaft und Staat. Poetischer gesagt, geht es auch um das Geheimnis des Lebens. Als ich Krankenhausseelsorger in einer Münchener Frauen- und Geburtstambul war, ist mir zum ersten Mal so richtig bewusst geworden, was für ein großes Wunder das Heranwachsen des Kindes im Schoß der Mutter und seine Geburt

bedeutet; auf die Welt kommt ein voll entwicklungsfähiger Mensch, der angewiesen ist auf die liebende Fürsorge von anderen Menschen, im Idealfall seiner eigenen Eltern. Eine tiefe Ehrfurcht vor diesem Mysterium der Menschwerdung des Menschen hat mich seither nicht mehr losgelassen. Dass dies immer auch eine religiöse, spirituelle Dimension haben wird, dessen bin mir sicher, solange es denkende und fühlende Glieder der Menschheitsfamilie geben wird. Wie aber damit zeitgemäß umgehen? Die Kirche zeigt uns vielleicht gerade in ihrer ambivalenten Stellung innerhalb dieses verworrenen Geflechts von Einstellungen zu diesem zweifelsohne wichtigen Bereich unseres Lebens einen Weg auf. Auch wenn uns dies als modernen Menschen auf den ersten Blick nicht immer ersichtlich ist. Die Kirche hat etwas zu sagen, wird aber weithin nicht mehr gehört. Ihre Äußerungen werden vor allem in Form des erhobenen Zeigefingers wahrgenommen. Wir Menschen des freiheitlichen Individualismus hören vor allem das ständige »Nein« heraus. Wir sehen die Grenzziehung. Wir möchten aber, um mit dem Psalmisten zu sprechen, »ins Weite« geführt werden. Wir sind geprägt von der »Ergebnisoffenheit« des Projekts Leben. Um in dieser Offenheit zu überleben, sind wir zwar dankbar für Tipps und Hinweise, die aus einer jahrhundertelangen Erfahrung mit Menschen in allen Kulturen stammen. Diese müssen aber ihren Angebotscharakter bewahren. Sie müssen erweisen, dass sie der Freiheit des Menschen dienen und nicht seiner Einengung. Es muss der Eindruck verschwinden: alte zölibatäre Männer wollen uns

die Freude vermiesen aus lauter Verbitterung, weil sie selbst nicht durften, was sie als Menschen eigentlich wollten und sollten. Stattdessen muss im Vordergrund stehen, aus einer freudig gelebten Überzeugung den Menschen dienen zu wollen. Dienen heißt aber: nicht Herr sein, nicht herrschen wollen, nicht andere knechten. Jesus sagt: Ich nenne euch nicht mehr Knechte, sondern Freunde. Mit anderen Worten: Die Kirche muss den Menschen den Eindruck vermitteln, sie kommuniziere auf Augenhöhe, nicht mit erhobenem Zeigefinger.

Genau das müssen wir bei der Erziehung zu einer herzengebildeten, reifen, vor dem eigenen Ich verantworteten Sexualität umsetzen. Nicht zuerst aufzählen, was verboten ist, sondern erzählen, was alles dazugehört und wozu es beitragen kann, um ein erfülltes, glückendes, in sich ruhendes Leben mit gelebter Sexualität zu führen. Dazu sei ehrlicherweise gesagt: leicht wird dies nie sein. Es ist mit Mühe und Arbeit an der Reifung der eigenen Person verbunden, einem Auseinandersetzen mit der Vielgestaltigkeit des Phänomens der Liebe.

Die klassischen Modelle einer Theorie der Liebe benennen sie mit Begriffen, die aus der griechisch-lateinischen Denk- und Sprachwelt stammen: dem *Sexus*, das heißt der triebhaft sinnlich bestimmten Liebe, dem *Eros*, der für die seelisch gefühlsmäßig bestimmte Liebe steht, der *Agape*, für die nicht ein Begehren, sondern die Bejahung des anderen in sich selbst charakteristisch ist. Dazu ergänzend gibt es noch ein anderes zweigeteiltes Schema für die Erscheinungsformen der Liebe: hier das Sexuell-

Erotische, als ein Begehren des als Objekt begriffenen Gegenübers, dort die *Philia* (Freundesliebe), die als eigene Form der fürsorgenden und wohlwollenden, auf Sympathie gegründeten Liebe vorgestellt wird.

Mit *Agape* und *Philia* wird wohl am ehesten die Erscheinungsform der Liebe beschrieben, die wir, christlich geprägt, als Nächstenliebe verstehen und die wir vielleicht am ehesten mit dem Verbum *mögen* verbinden würden. »Ich mag dich«, wird umgangssprachlich oft als Synonym für »ich liebe dich« verwendet. Es ist nicht so bedeutungsstark und wahrscheinlich auch nicht so belastet wie das schwer wiegendere und sicher auch oft missbrauchte Wort Liebe. Zu mir sagte einmal ein anderer Vortragender, der mit mir im Referenzzimmer auf seinen Auftritt wartete, ganz unverhofft: »Sie werden immer Erfolg haben, denn bei Ihnen spürt man: Sie mögen Menschen.« Das war und ist für mich eines der schönsten Komplimente, das mir je gemacht wurde. Und ich hoffe, dass ich den Menschen auch in Zukunft offen und mögend begegnen werde. Denn es stimmt ja wirklich: So wie man in den Wald hineinruft, so schallt es heraus. Nur, wenn ich einen Sympathievorschuss zu geben bereit bin, wird auch mir mit Sympathie begegnet werden.

Mit dem griechischen Fremdwort *Sympathie* betreten wir ein weiteres Begriffsfeld im Umkreis der viel beschworenen Liebe. Eigentlich bedeutet es *Mitfühlen*. Ich verstehe nach- und mitfühlend das Verhalten eines anderen Menschen. Ich empfinde Zuneigung zur ganzen Persönlichkeit des Anderen. Dieses Mitfühlen drückt

sich aus im Mitfreuen und Mitleiden mit meinem Gegenüber. Im Buddhismus bildet das Mitleiden sogar eine eigene Kategorie, es wird zu einem der Wesensmerkmale der Ethik dieser Religion. In der Meditation der Achtsamkeit, auch ein buddhistischer Kernbegriff, wird die Welt zergliedert und analysiert. In den vier so genannten Erhabenen Verweilungen hingegen verfährt der Meditierende zusammenfügend, synthetisierend. Er soll versuchen, die gesamte Welt mit vier wohlwollenden Geisteshaltungen zu durchdringen und zu erfüllen, und zwar mit Freundschaft, Mitleid, Mitfreude und Gleichmut. Diese Haltung soll auch gegenüber Feinden bewahrt werden und steht damit auf einer Stufe mit der Feindesliebe, die von Jesus in der Bergpredigt als die Nagelprobe der Nächstenliebe eingefordert wird. Diese Feindesliebe als Forderung kommt einem auf den ersten Blick nicht nur als heroische Haltung, sondern als eine sehr unrealistische und kaum zu praktizierende Handlungsanweisung vor. Es geht darum, auf den Feind, den Gegner zuzugehen, den ersten Schritt zu wagen. Vielleicht könnte man sie heute, pragmatisch auf den Boden der alltäglichen Erfahrungen gestellt, als Konfliktfähigkeit charakterisieren. Wenn wir unseren Gegner eher als gleichberechtigten Wettbewerber begreifen, sozusagen als Teilnehmer eines sportlichen Wettkampfs, in dem der Bessere siegen möge, können wir negative Emotionen überwinden. Denn zu einem derart apostrophierten Gegner muss ich kein Verhältnis der Feindschaft haben.

Feindschaft ist oft von einem starken Gefühl begleitet, dem Hass. Psychologen sagen uns, dass Hass eigent-

lich nichts anderes ist, als ins Gegenteil umgeschlagene Liebe. Feindschaft kann aber auch aus Angst entstehen, und diese ist oft eine Folge von mangelndem oder missbrauchtem Vertrauen. Am deutlichsten wird dies heute beim Fremdenhass, der ganz im Gegenteil zur propagierten Welt des globalen Zusammenwachsens eher zuzunehmen scheint. Der Humanethologe Irenäus Eibl-Eibesfeldt erklärt diese Angst vor dem Fremden mit Beispielen aus seinen Forschungen an steinzeitlich geblieben Eingeborenengruppen in Südamerika und Afrika. In diesen Gesellschaften werden Fremde zunächst als mögliche Bedrohung angesehen. Um sich über die Absichten des Fremden ein Bild zu machen, wurden Rituale der Begrüßung und Annäherung entwickelt, vom Tanz mit den Waffen bis zur Überreichung eines Geschenks durch Kinder. Mich hat verblüfft, dass Eibl-Eibesfeldt aufzeigte, dass diese Rituale noch heute Bestand haben: Wenn etwa ein Staatsbesuch an einer militärischen Ehrenkompanie entlang schreitet und ihm davor oder danach durch ein kleines Kind ein Blumenstrauß überreicht wird. Das Signal ist klar: Aus Fremden sollen Freunde werden, zumindest Menschen, mit denen man auf Augenhöhe kommunizieren kann, ohne eine feindliche Handlung befürchten zu müssen.

Auch die griechisch-römische Antike kannte ganz genaue Regeln, wie mit Fremden umzugehen sei. Das Gastrecht war heilig, aber nur für drei Tage, danach musste der Fremde (das griechische Wort *xenos* bedeutet beides: Gast und Fremder) weiter ziehen, wenn ihm nicht von Seiten der größeren dörflichen oder städti-

schen Gemeinschaft ein weitergehendes Aufenthaltsrecht gewährt wurde. Die *Xenophilie* war ein wichtiges Thema der Ethik alter Gesellschaften. Im Sinne meines obigen Übersetzungsvorschlags wäre dieses Wort mit dem »*Mögen von Fremden*« wiederzugeben.

Für die Welt der Bibel gilt dies genauso. Das Gastrecht war heilig! Gewährte Gastfreundschaft konnte sogar zur Erfahrung Gottes führen, wie die berühmte Szene vom Besuch der drei Männer bei Abraham zeigt, die in der ebenso berühmten Ikone Rjublovs mit den drei Engeln dargestellt wird.

Überhaupt gibt es auch in der Bibel eine Entwicklung des Gottesbildes vom Stammes- und Kriegsgott Jahwe (dem »Herrn der Heere« – Sabaoth!) hin zum Gott der Liebe und Zuwendung zu allen Menschen dieser Erde. Dies geht soweit, dass der Verfasser der Johannesbriefe im Neuen Testament Gott und die Liebe in eins setzen kann. In unserer religiösen Sprache ist diese Tatsache manches mal in der Rede vom »lieben Gott« allzu weit getrieben und damit verniedlicht und verharmlost worden.

### Liebe und Glaube

In meiner Kindheit wurde von den Eltern oder Religionslehrern nachgefragt, ob man am Sonntag im Gottesdienst gewesen sei. Es gab zwei Indizien, an denen man dies festmachen konnte. Erstens: Welche liturgische Farbe hatte das Gewand des Pfarrers? Und zweitens:

Worüber hat er gepredigt? Die erste Frage konnte meist mit »grün« richtig beantwortet werden, die zweite Antwort traf immer zu: über die Liebe. Vom Christentum sagt man, es sei die Religion der Liebe und zieht als Vergleichsgrößen die beiden anderen großen monotheistischen Religionen, das Judentum und den Islam heran. Auf den ersten Blick scheint dieser Unterschied zuzutreffen. Wer unvoreingenommen das Alte Testament, also das Buch der Bibel liest, das die Christen fast gänzlich mit den Juden gemeinsam als den größeren Teil ihres Heiligen Buches bezeichnen, wird viel von Kämpfen, Schlachten und dem damit verbundenen Töten lesen, zum Teil ohne, zum Teil aber mit der Aufforderung Jahwes, des Gottes Israels. Ebenso im Koran, der Offenbarung des Propheten Mohammed und in dessen Lebensbeschreibungen aus der Zeit der islamischen Eroberung des südlichen und östlichen Mittelmeerraumes. Er ruft ausdrücklich dazu auf, die Feinde des anfangs arg bedrängten Islam zu töten, wenngleich Gott in der Predigt Mohammeds häufig mit dem Prädikat »der Barmherzige, der Allerbarmer« verkündet wird. Mit dem Christentum und der Person seines Gründers verbinden wir hingegen, gut gestützt durch das Neue Testament, die Entwicklung des Gottesbildes hin zu einem Gott der Gewaltlosigkeit und der Liebe zu allen Menschen, nicht nur zu denen, die an ihn und seinen Sohn glauben. Wenn auch die christlichen Kirchen fast zweitausend Jahre gebraucht haben, um diese Ablehnung des Hasses einigermaßen glaubwürdig zu lehren und zu leben, vor allem gegenüber den Andersdenken-